**Panzerkreuzer Potemkin**

Lion Feuchtwanger

Während die andern Berliner Kinos zu dieser frühen Stunde geschlossen sind oder vor sehr wenigen Zu­schauern spielen, stauen sich hier die Autos, Schutzleute, Gaffer. Der Film ›Panzerkreuzer Potemkin‹ ist schon sechsunddreißig Mal gezeigt worden, vier Mal jeden Tag, sechsunddreißigtausend Berliner haben ihn gesehen. Den­noch sind die Leute erregt, als führte man ihnen heute zum ersten Mal etwas vor, worauf die Welt wartet.

Der bayrische Minister Klenk, die um ihn Sitzenden groß überragend, denkt nicht daran, sich von dieser Unruhe anstecken zu lassen. Er hat gelesen: ein Film ohne Aufbau, ohne Weiber, ohne Handlung; Spannung ersetzt durch Tendenz. Anschauen muß man sich sowas, wenn man schon in Berlin ist. Er wird den Filmjuden nicht hereinfal­len auf ihre künstlich gemanagte Sensation.

Ein paar Takte greller Musik, wüst, fortissimo. Geheim­akten aus dem Marine-Archiv: dann und dann meuterte die Besatzung des Panzerkreuzers ›Potemkin‹ vor der Stadt Odessa wegen ungenügender Ernährung. Na schön, sie meuterten also. Sowas soll schon vorgekommen sein. Als Bub hat er solche Dinge mit Leidenschaft gelesen. Interessant für die reifere Jugend. Der Minister Klenk grinst.

Der Schlafraum der Mannschaft. Hängematten, dicht an­einander. Ein Vorgesetzter, herumschnüffelnd zwischen unruhig schlafenden Matrosen. Das Ganze nicht unbe­gabt gemacht. Man spürt richtig die schlechte Luft des Raums. Dazu die dumpfe, beklemmende Musik.

Jetzt der Morgen. Matrosen, herumstehend um ein aufge­hängtes Stück Fleisch. Sie betrachten es mißbilligend. Im­mer mehr kommen heran, immer andere. Man braucht nicht lange zu riechen, um herauszukriegen, daß es nicht gut riecht. Das Stück Fleisch in Großaufnahme: es wim­melt von Maden. Die Leute scheinen schon öfter derartiges Fleisch gekriegt zu haben. Schimpfen. Das ist begreiflich. Der Schiffsarzt wird herbeigeholt, ein etwas mickeriger Herr. Er setzt seinen Kneifer auf, tut seine Pflicht, unter­sucht das Fleisch, kann es nicht ungeeignet zum Genuß finden. Das Fleisch wird zubereitet. Die Mannschaft weist die Brühe zurück. Schimpft. Triviale Vorgänge, vorgeführt auf einfache Art, ohne Pointierung. Ein Stück faules Fleisch, Matrosen, Offiziere. Keine besonders begabten Offiziere, wie es scheint, doch auch keine besonders schlechten. Durchschnittsmaterial. Wir haben in Bayern kaum besseres. Merkwürdig, daß der Klenk von diesen simpeln Menschen und Begebnissen angerührt wird.

Die Erbitterung auf dem Schiff steigt, man weiß nicht recht, wieso. Allein man spürt, es kann nicht gut ausge­hen, jeder im Publikum spürt es. Die Herren auf der Lein­wand nehmen es nicht ernst genug. Sie müßten eingreifen, endlich durchgreifen. Sind sie blind? Aber wir haben es auch heranziehen spüren im letzten Kriegsjahr und haben auch zu spät eingegriffen. Freilich haben wir auch nicht diese hämmernde Musik gehabt. Es ist eine scheußliche Musik, aber sie läßt einen nicht los. Natürlich muß man diesen Saufilm verbieten. Es ist ganz raffinierte Stim­mungsmache, eine Schweinerei. Es ist wirklich keine ge­nügende Ursache, die Disziplin aufzusagen, weil ein Stück Fleisch madig ist. Da haben wir im Krieg ganz ande­res herunterfressen müssen, mein Lieber. Dennoch ist der Klenk nicht recht für die Offiziere, ja, er ist eher für die Matrosen.

Die hämmernde, bedrohliche Musik geht weiter, die Gä­rung wächst. Der Kapitän läßt die Mannschaft auf Deck antreten. Fragt, wer etwas gegen die Verköstigung vorzu­bringen hat. Zögern. Einige treten vor. Auf einmal, man weiß kaum wie, sind die besten der Mannschaft, die Miß­vergnügten, die Rädelsführer, abgetrennt. Ein großer, weiter, gefährlicher Zwischenraum ist zwischen ihnen und den andern. Verteufelt geschickte Burschen, diese Offi­ziere, da haben sie die Anstifter, die Meuterer, im Hand­umdrehen unter der Faust. Das Gros der Mannschaft steht ängstlich beisammen. Die kleine Schar der Führer ist durch ein Seil abgesperrt, in einen Winkel geschnürt. Da stehen sie, die vorhin das Maul so weit aufreißen konnten, in einem armen, zitternden Haufen. Schon ist ein Segel­tuch über sie gebreitet. Ein paar elende, groteske Bewe­gungen gehn durch dieses Segeltuch. Gewehrläufe sind darauf gerichtet. Kommandos, gleichmütig, trocken. Da reißt es einem aus dem Gros die Zähne auf. Sein Schrei kommt. Das Kommando ›Feuer‹ kommt. Aber das Feuer kommt nicht. Die Gewehre gehen nicht los.

Ein Taumel packt die Menschen, die auf der Leinwand und die vor ihr. Warum hat man so lange gewartet. Jetzt ist es ja da, jetzt begehren sie auf, jetzt endlich geht es los. Und die Leute vor der Leinwand jubeln, sie klatschen de­nen auf der Leinwand zu. In die grausame, triumphie­rende, hämmernde, scheußliche Musik hinein klatschen sie, wie jetzt die auf der Leinwand auf die Offiziere eine tolle, groteske Jagd anfangen, sie hervorholen aus alber­nen Verstecken, sie über Bord schmeißen in die fröhlich hochspritzende See, einen nach dem andern, den mickeri­gen Schiffsarzt darunter, seinen Kneifer ihm nach.

Klenk sitzt still, es hat ihm den Atem verschlagen, er sitzt, der riesige Mann, mäuschenstill. Es hat keinen Sinn, das zu verbieten. Es ist da, man atmet es mit jedem Atemzug, es ist in der Welt, es ist eine andere Welt, es ist Blödsinn, sie zu leugnen. Man muß das anschauen, man muß diese Musik hören, man kann sie nicht verbieten.

Die Fahne wird heruntergeholt. Eine neue Fahne klettert den Mast hoch, unter ungeheurem Jubel, eine rote Fahne. Matrosen übernehmen den Dienst der Offiziere; die Ma­schine funktioniert nicht schlechter dadurch. Unter der roten Fahne fährt das Schiff ein in den Hafen der Stadt Odessa.

Schüchtern gewahrt die Stadt die rote Fahne, sperrt den Mund auf, frohlockt. Atmet schneller, jauchzt auf, groß, befreit. Man zieht heran, dem Schiff mit der roten Fahne zu, einzelne zuerst, immer mehr, die ganze Stadt wallfahr­tet zu dem einen erschossenen Matrosen, dessen Leiche man an Land gebracht hat, sie wimmelt in Booten um das Schiff mit der roten Fahne, sie bringt den Matrosen von ihren nicht reichlichen Lebensmitteln.

KJenk wird kribbelig. Halten die andern still? Lassen sich die andern das einfach gefallen? Er ist gar nicht für die andern, er ist viel zu lebendig, als daß er sich von dem Elan dieser ganzen Angelegenheit nicht mitreißen ließe. Allein es stört ihn, daß der sonst so wahre Vorgang unwahr zu werden beginnt durch dieses Versäumnis. Es stört ihn, daß es nicht stimmt.

Aber siehe! Es stimmt doch. Da sind sie, die andern. Sie sind nicht faul gewesen, und jetzt sind sie da.

Eine Treppe ist da. Eine riesige, breite Treppe, sie hört nicht auf. Auf ihr, in unendlichem Zuge, trägt das Volk seine Sympathien zu den Meuterern. Aber es trägt nicht lange; denn auf dieser Treppe sind sie, die andern. Eine Schwarmlinie Kosaken, die Treppe hinunter, Gewehr un- term Arm, langsam, bedrohlich, unausweichlich, sper­rend die ganze Breite der Treppe. Es kommt Bewegung ins Volk. Sie gehen schneller, sie laufen davon, sie fliehen. Einige merken nichts, verstehen nichts, die bleiben lang­sam, verwundert. Man sieht die Soldatenstiefel die Treppe hinuntersteigen, sehr groß, sehr langsam, eine Stufe, noch eine Stufe, und dann kommt ein wenig Rauch aus den Ge­wehrläufen. Und jetzt laufen sie nicht mehr auf der Treppe, jetzt stürzen sie, was ihre Beine und ihre Lungen hergeben. Einige aber rollen hinunter, es ist nicht mehr ihr Wille, der sie hinunterkollern läßt, nicht ihre Beine und ihre Lungen, sondern nur das Gesetz der Schwerkraft, der

Trägheit; denn sie sind tot. Und immer gleichmäßig schreitet der Stiefel der Kosaken, und immer mehr kol­lern, rollen hinunter. Eine Frau, die einen Kinderwagen geschoben hat, schiebt ihn nicht mehr, wer weiß, wo sie ist, sie ist nicht mehr da; aber der Wagen setzt seinen Weg von allein fort, eine Stufe, und noch eine und eine sechste und eine zehnte, bis er endlich stehen bleibt. Und dahin­ter, sehr groß und sehr langsam der Stiefel der Kosaken. Auch auf dem Meer ist man derweilen nicht faul geblieben. Man hat andere Schiffe herangezogen, große, mächtige. Sie umzingeln die ›Potemkin.‹ Auf dem Schiff mit der roten Fahne ist alles klar zum Gefecht. Seine Rohre, spiegelglatt, gigantisch, werden gerichtet, gehen auf und nieder, be­drohliche Fabeltiere; die Zeiger der Meßinstrumente sind in rasender Geschäftigkeit. Ringsum schwimmt es heran, eiserne Wesen der Vernichtung, gewaltige, ins Kleinste ausgetiftelte Organismen. Die ›Potemkin‹ steuert auf sie zu. Es sind Schiffe ihrer Klasse, die sie jagen, einkreisen, sechs, acht, zehn Wesen wie sie. Es ist keine Aussicht, durchzubrechen, ihre Geschütze tragen nicht weiter als die der Gegner. Sie kann nicht siegen, sie kann nur, ster­bend, die andern mit in ihren Tod reißen. Es ist eine wilde, dumpfe Spannung auf der Leinwand und vor ihr, wie langsam die riesigen Schiffe den Kreis schließen um die ›Potemkin.‹

Da beginnt das verurteilte Schiff, Zeichen zu geben. Kleine, bunte Flaggen steigen auf, nieder. Winken. Die ›Potemkin‹ signalisiert: »Schießt nicht, Brüder.« Sie schwimmt langsam auf ihre Verfolger zu, signalisierend: »Schießt nicht.« Man hört die Menschen vor der Lein­wand atmen, die Erwartung ist beinah unerträglich. »Schießt nicht,‹ hoffen, beten, wünschen mit aller Kraft ihrer Herzen die achthundert Menschen in dem Berliner Kino. Ist der Minister Klenk ein sanfter, friedlicher Mann? Schwerlich ist er das, er würde riesig lachen, hielte ihn einer dafür, er ist ein derber, wilder, kriegerischer Mensch,

für zärtliche Gefühle nicht zu haben. Allein während das Schiff der Meuterer den geladenen Rohren entgegen­schwimmt, was denkt er? Auch er, mit der wilden Kraft seines Herzens, wünscht: ›Schießt nicht.‹

Eine ungeheure Freude hebt die Herzen, als der Kreis der Verfolger die ›Potemkin‹ passieren läßt, als sie ungefährdet einläuft in den neutralen Hafen.

Der Minister Klenk, wie er, den Lodenmantel um die Schultern, den Filzhut auf dem riesigen Schädel, aus der engen Dunkelheit des Kinos in die helle, freie Straße hin­austritt, ist voll von einer unbekannten Benommenheit. Was war denn das? Würde er vielleicht nicht schießen las­sen auf die Meuterer? Wie ist das möglich, daß ein Mann wie er wünschen kann: ›Schießt nicht‹? Das ist nun also da, man kann es verbieten, aber es bleibt in der Welt, es hat keinen Sinn, den Kopf davor zu verstecken.

In einem Schaufenster sieht er sein Gesicht, sieht darin einen nie gesehenen Zug von Hilflosigkeit. Er schaut ja aus wie ein Tier in der Falle. Was wäre denn das? Sein Gesicht ist ja ganz aus der Form. Er lacht, ein bißchen verlegen. Winkt einem Wagen, beklopft seine Pfeife, steckt sie an. Und schon hat er sein Gesicht wieder einge­renkt in das alte, wilde, vergnügte, mit sich einverstan­dene.